



Sperrfrist:	24.05.2008; 16:00 Uhr
Veranstaltung:	Zwischen Chaos und Kairos
Referent/in:	Bucher, Prof. Dr. Rainer
Ort:	Verfügungszentrum Uni, Kolpingstr. 7
Programm Seite:	52

Die Kirche braucht viele pastorale Orte!

In der Gemeinde und jenseits von ihr.

I. Was passiert?

Die klassischen Orte der Kirche stecken unübersehbar in einer Krise. Das heißt: Man ahnt, dass es nicht mehr so weitergeht wie bisher, man weiß aber auch noch nicht so genau, wie es weitergehen soll. Vor allem die klassische Gemeinde steckt in einer Krise. Lassen Sie es mich festmachen an der ebenso schönen wie verräterischen Metapher der „Pfarrfamilie“.

Der „Pfarrfamilie“ gehen zum einen die priesterlichen Väter aus. Alle aktuellen pastoral-planerischen Initiativen haben eines gemeinsam: Sie lösen das klassische „Normalbild“ einer um den Pfarrpriester gescharten, überschaubaren, lokal umschriebenen, kommunikativ verdichteten Glaubensgemeinschaft auf, weil man dafür nicht mehr genug Priester hat. Die Pastoralämter können auch gar nicht anders. Wenn es immer weniger Priester gibt, dann muss man sie auf einer höheren Ebene des kirchlichen Personalkegels platzieren. Das machen zur Zeit praktisch alle Bistümer. Sie nennen das nur immer ein wenig anders. Sie unterscheiden sich freilich dann darin, wie sie die Beziehungen der ersten priesterlichen Ebene zur Basisebene und den Laien dort gestalten und wie viel Mitverantwortung sie einräumen.

Der „Pfarrfamilie“ entziehen sich zum anderen aber auch immer mehr ihrer „Pfarr-Kinder“ und hier vor allem die Frauen. Niemand kann heute irgendjemanden mehr dazu zwingen, sich seinen religiösen Erfahrungsort in einem zugewiesenen sozialen Raum, gar noch an seinem Wohnort zu suchen. Die alte Einheit von sozialem Beziehungsraum, lokalem Nahraum und gesellschaftlichem Organisationsraum löst sich auf.

Und drittens gilt: Die Kirche wurde von einer religiösen Schicksalsgemeinschaft zu einer von vielen Anbieterinnen auf dem Markt von Religion und Lebenssinn. Neuere Studien zeigen da aber, dass gerade die „Pfarrfamilie“ für die religiösen Bedürfnisse dieser Gesellschaft einfach zu eng geworden ist. Die Schere zwischen einer immer differenzierter werdenden Erfahrungswelt der Menschen und der noch immer milieubezogenen und volkkirchlich geprägten Organisationslogik von Kirche klafft immer weiter auseinander.

Die gegenwärtigen Umstrukturierungsprozesse der Kirchenleitungen lösen das alte Pfarrfamilien-Modell, das sowieso immer schlechter funktioniert, endgültig auf. Ansonsten organisieren sie den Umbau als verwaltungstechnische Reorganisation im Sinne eines klassischen raumplanerischen Leitungsprojekts, orientiert an der knappsten Ressource, also den verfügbaren Priestern. Oft erhöhen sie im Übrigen die strukturell-organisatorische Komplexität weit jenseits dessen, was die Basis zu verarbeiten in der Lage ist, und, so scheint mir zumindest, planen auch oft an der Erfahrungskompetenz des Leitungspersonals an der Basis vorbei.

II. Worauf käme es an?

Krisenzeiten stellen Grundsatzfragen. Die Grundsatzfrage hier aber ist: Wozu ist Kirche eigentlich da? Darauf hat das letzte Konzil einige fulminante Antworten gegeben. Etwa wenn es sagt, die Kirche sei „das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1) und darin ein „allumfassende(s) Sakrament des Heiles, welches das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen zugleich offenbart und verwirklicht“ (GS 45).

Das Evangelium dieser Welt zu erschließen, indem sie es von den Menschen dieser Welt her entdeckt, dieses Entdeckungsgeschehen ist das Kerngeschäft der Kirche. Das Konzil nennt es übrigens „Pastoral“. Alle Sozialformen in der Kirche sind dazu da – und nur dazu.

Die Kirche ist dazu da, um Evangelium und Existenz heute und hier kreativ miteinander ins Spiel zu bringen, in Wort und Tat und mit offenem Ausgang. Es muss heute darum gehen, möglichst viele Orte zu schaffen, wo es eine Chance gibt, dass dies gelingt. Das Kriterium kirchlicher Umorganisation muss diese Chance sein: nichts anderes.

Denn es geht um viel. Die kulturellen Revolutionen einer postmodern, also unsicher gewordenen Gegenwart stellen völlig neue Fragen an uns und damit an das Evangelium. Was bedeutet die ökonomische Globalisierung für unser Leben, was die Pluralisierung unserer Wahrnehmungs- und Symbolsysteme oder die Neuchoreographie der Geschlechterverhältnisse? All das stellt Fragen in jedes Menschen Leben, Fragen, die wir noch kaum verstanden, geschweige denn beantwortet haben.

Alle Sozialformen der Kirche vom Papsttum bis zur Gemeinde, von der Sozialstation der Caritas bis zu einer Theologischen Fakultät gibt es, um die kreative Konfrontation von Evangelium und Existenz hier und heute anzugehen. Alle inneren Differenzierungen der Kirche in Priester und Laien, Hauptamtliche und Ehrenamtliche gibt es nur, damit dieser Zweck der Kirche besser erfüllt wird. Wenn sie dazu nicht dienen, sind sie schlicht zwecklos.

Wenn uns die gesellschaftliche Entwicklung schon zwingt, unsere kirchlichen Sozialformen umzubauen, dann könnten wir uns doch zuerst fragen, wie solche Pastoral besser, also kreativer, breiter, kulturell vielfältiger, ausstrahlungsreicher gelingt, um dann erst zu fragen, welche Sozialformen wir dafür brauchen. Hierzu einige konkrete Vorschläge:

III. Optionen

1. Weg von der Sozialformorientierung hin zur pastoralen Aufgabenorientierung!

Unter heutigen Bedingungen müssen sich praktisch alle pastoralen Orte, vor allem aber die Gemeinde permanent „neu erfinden“. Sie müssen sich immer wieder fragen: Was bedeutet das Evangelium hier und heute und was das Hier und Heute für das Evangelium? Es braucht etwa in der Gemeinde einen „heißen Kern“, der diese Frage jenseits aller Routinen immer wieder neu aufwirft. Das könnte etwa der Pfarrgemeinderat sein. Er hätte nicht das

Gewohnte zu verwalten, sondern die Zeichen der Zeit zu erkennen und daraus Neues zu gestalten.

2. Weg von der Nahgemeinschaftsidylle hin zur Neugier auf Leben heute, auch das eigene

Die Milieuverengung gerade unserer Gemeinden ist unübersehbar. Man muss ungefähr so werden, wie die, die schon da sind, wenn man zur Gemeinde gehören will. Warum eigentlich? Wie viel Neugier auf heutiges Leben gibt es in ihnen? Das heißt übrigens auch: Wie viel Ehrlichkeit auch über eigenes Leben? Wird immer noch nur das kommuniziert, was in die katholische Normbiographie passt?

Dieser Verengung zu entgehen, dabei kann auch der nächste Vorschlag helfen, denn es gibt bereits viele kirchliche Orte, die in vielen Milieus arbeiten, wo Menschen angenommen werden, so wie sie sind, und nicht so, wie man sie gerne hätte. Daher also:

3. Weg von Gemeindeegoismus hin zu einer katholischen Gesamtpastoral!

Solche Orte sind etwa die Krankenhauspastoral oder die Caritas oder die Gefängnisseelsorge, und selbst der Religionsunterricht kann nicht aussortieren in genehme und unangenehme Menschen. Das sind alles Orte, wo das Evangelium in Wort und Tat zu den Menschen kommt und dort von ihnen her entdeckt werden will. Die Gemeinde ist Teil des großen Netzwerks Kirche. Sie kann diesem Netzwerk viel geben, aber auch viel von ihm bekommen. Wenn sie sich dafür interessiert.

4. Weg von den unfruchtbaren wechselseitigen Ressentiments innerhalb des Volkes Gottes hin zu kreativer Differenz

Es gibt in unserer Kirche zwei ziemlich einschneidende Statusunterscheide: jenen von Laien und Klerikern und jenen von Hauptamtlichen und sog. Ehrenamtlichen. Diese Differenzierungen haben durchaus Sinn und Bedeutung, allerdings nur dann, wenn sie in der Praxis für beide Seiten ein Gewinn sind und als solcher erfahren werden. Denn dafür gibt es diese Unterschiede.

Kreative, gleichrangige, wechselseitig wertschätzende Verhältnisse zwischen diesen grundsätzlich gleichrangigen Teilen des einen Volkes Gottes zu gestalten, das wäre kirchlicher Auftrag. Das ist aber immer primär die Aufgabe der jeweils Gestaltungsmächtigeren, also der Hauptamtlichen und der Priester!

Weder sind die ehrenamtlichen Mitglieder des Volkes Gottes Handlungsmarionetten der Hauptamtlichen noch die sog. Laien Handlungsmarionetten der Kleriker. Sie sind alle zusammen das eine Volk Gottes, in dem sie unterschiedliche Aufgaben und Ämter haben, und zwar füreinander und für die Vergegenwärtigung des Evangeliums!

IV. Möglichkeitssinn

Überhaupt käme es darauf an, von obrigkeitlichen Erlaubnisdiskursen zu kreativen Ermöglichungsdiskursen zu kommen.

Zuletzt also bräuchte es dies: das Vertrauen in das Volk Gottes und seinen kreativen Möglichkeitssinn.

Trauen wir dem Volk Gottes und trauen wir ihm mehr zu. Experimentieren wir, wagen wir, freuen wir uns der Herausforderungen. Denn wir sind das von Gott berufene Volk und immerhin ein Sakrament des Herrn.